

Die bewußte Adaptation an moderne städtische Lebensformen ist der wesentliche Inhalt eines dritten Typs des verinnerlichten Katholizismus. Camargo zählt zu dieser Gruppe vor allem die katholische Familienbewegung, manche Pfarrgruppen und Organisationen der Katholischen Aktion. Die sozialen Motivationen des zweiten Typs sind auf diese Bewegung nur teilweise übertragbar. Maßgebend ist die Erkenntnis, daß die traditionellen Formen des Katholizismus nicht mehr adäquat sind. Allerdings zieht Camargo ihre Methoden in Zweifel, z. B. ihren Versuch, die patriarchale Gestalt der Familie zu ersetzen, wobei man häufig mit populärwissenschaftlichen Psychologie- und Pädagogikerkenntnissen zu operieren versuche.

### *Statistisches zur religiösen Praxis*

Ergänzend zu der referierten Typologisierung sei auf die eingangs erwähnte Arbeit von A. Rolim in der gleichen Zeitschrift (a. a. O., S. 457—468) verwiesen, in der „Aspekte des Sonntagsmeßbesuches in Brasilien“ aufgezeigt werden. Der Autor hat selbst in verschiedenen Gegenden und Städten des Landes Erhebungen durchgeführt und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß die religiöse Praxis zunächst sehr uneinheitlich ist. Die häufig genannte Zahl, nur 10 Prozent der brasilianischen Katholiken praktizierten (so NC News Service, 1. 11. 67), erfaßt die Verhältnisse nur in sehr verallgemeinernder Form. Die unterschiedlichen Ergebnisse in den einzelnen Regionen stehen nach Rolim in engem Zusammenhang mit dem sozialen Wandel im Lande, der sich besonders überzeugend an der demographischen Entwicklung ablesen läßt. Dafür ein Beispiel. In der Diözese Ribeirão Preto im Bundesstaat São Paulo unterscheidet Rolim zwei Regionen, von denen die eine durch technologische Veränderungen mit raschem Anwachsen städtischer Siedlungen gekennzeichnet ist, während die andere sowohl in technologischer als auch in demographischer Hinsicht stagniert. Der Prozentanteil der Bevölkerung am sonntäglichen Gottesdienst ist in der ersten Region bezeichnenderweise niedrig (Ribeirão Preto: 20, Sertãozinho: 22, Jardinópolis: 23), während er in der zweiten relativ hoch ist (Patroncinio Paulista: 52, Sto. Antonio da Alegria: 40, Nuporanga: 40). In einigen Städten des Nordostens, in denen trotz erheblichen demographischen Wachstums die religiöse Praxis relativ hoch ist, vermutet Rolim ein Fortwirken des traditionellen Katholizismus. So zeigt Juazeiro do Norte im Bundesstaat Ceará die Zahl von 40 Prozent. Wie aus den Erhebungen weiter hervorgeht, wird der Sonntagsgottesdienst in den Städten in weit geringerem Maße von den Analphabeten ländlicher Herkunft besucht als von der übrigen Bevölkerung. Trotz des größeren Angebotes an Gottesdiensten in der Stadt verzichtet der ehemalige Landbewohner auf den Meßbesuch, obwohl er in seiner Heimat in der Regel an den kirchlichen Feiern teilnahm. Rolim vermutet, daß die Sonntagspraxis stärker an die ortsansässige Gruppe gebunden ist als an den einzelnen. Von diesem Verzicht auf religiöse Praxis im Zusammenhang mit sozialen Wandlungen ist vor allem die Schicht der Erwachsenen gekennzeichnet, weniger die Jugendlichen, am wenigsten die Kinder. Demgegenüber läßt sich in Städten, die wenig von sozialen Transformationen betroffen wurden, immer noch ein hoher Prozentsatz religiöser Praxis auch bei den Erwachsenen ermitteln.

## Amerikanisches Unionsprojekt auf dem Prüfstand

Eines der größten derzeit verhandelten Projekte zur Vereinigung von inzwischen zehn nordamerikanischen Denominationen mit rund 24 Millionen Gläubigen ist die 1960 von Eugene C. Blake ins Leben gerufene „Consultation on Church Union“ (COCU). Über ihre „Prinzipien“ und erste Krisenerscheinungen wurde hier mehrfach berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 323 f.; 21. Jhg., S. 313 und 419). Die neueste Entwicklung dieses Unternehmens war Gegenstand einer Studienkonferenz, die im Oktober 1967 in der Episcopal Theological School von Cambridge (Mass., USA) über die Programmschrift „Prinzipien der Kirchenunion“ stattfand. Die Zeitschrift „the ecumenist“ (Januar/Februar 1968) machte die wichtigsten Referate zugänglich. Ihr Wert geht über das unmittelbare Thema hinaus. An diesem ökumenischen Modell lassen sich Wandlungen des Glaubens- und Kirchenbewußtseins der letzten Jahre erkennen, die schon in früheren Berichten der Herder-Korrespondenz über die Arbeit des Weltrates der Kirchen und der Kommission Faith and Order seit der Konferenz von Heraklion im Sommer vorigen Jahres deutlich wurden. Es ist wohl zu erwarten, daß sie die Vierte Vollversammlung in Uppsala (4. bis 20. Juli 1968) belasten werden. Da sie auch im katholischen Raum wirksam sind, ist dieses amerikanische Modell einer Unionsbemühung besonders lehrreich.

### *Was ist die COCU?*

James McCord, der presbyterianische Präsident des Princeton Theological Seminary, führte zunächst in die genannte Programmschrift ein und stellte die Entstehung der COCU in einen ökumenischen Rahmen: den Eintritt der Orthodoxen Kirchen in den Weltrat der Kirchen 1961 und die völlige Wandlung der Atmosphäre zwischen Katholiken und Protestanten seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den USA (vgl. dazu auch den Bericht über die Eucharistie in Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 125 f.). Diese Ereignisse hätten es für den Protestantismus in den USA unabweislich gemacht, seine Angelegenheiten zu ordnen, d. h. seine Zersplitterung kräftig abzubauen (auch in den lutherisch-reformierten Unionsgesprächen, die aus gleichem Anlaß aufgenommen wurden, spielt Präsident McCord eine führende Rolle; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 115 f.). McCord verweist auf die bereits gelungenen Unionen in Kanada und Südindien. Er setzt voraus, daß ein vertieftes Interesse für das Wesen der Kirche eine der Ursachen der Unionsbewegung ist, daß aber nicht so sehr die Lösung von Lehrdifferenzen als vielmehr die christliche Zusammenarbeit gesucht wird. Dabei habe es sich herausgestellt, daß die „Räte“ (d. h. die lockeren föderativen Zusammenschlüsse der kirchlichen Repräsentanten) der schwächste Punkt der kirchlichen Strukturen sind und eine Umstrukturierung zu handlungsfähiger Einheit die Hemmungen aus dem Wege räumen müsse, die einer wirksamen Mission entgegenstehen.

Von dieser, wie sich an der Kritik zeigen wird, anscheinend überholten Voraussetzung her hat Eugene C. Blake vor acht Jahren seinen Unionsplan konzipiert, um aus den verschiedenen Denominationen von der anglikanischen Episkopalkirche über die Reformationskirchen bis zu den Disciples of Christ eine, wie er sagte, ebenso

„katholische wie reformierte und evangelische“ Kirche zu bilden. Sie soll alle geschichtlichen Elemente der Kirche in sich vereinen: neben der Bibel als Norm des Glaubens das Apostolische und das Nizänische Glaubensbekenntnis — Glaube wird definiert als doxologischer Akt in Gottesdienst und Mission —, gegenseitige Anerkennung auf Grund der allen gemeinsamen Taufe, die sowohl das (baptistische) Untertauchen ins Wasser wie das übliche Begießen mit fließendem Wasser gelten läßt, die offene Kommunion für alle Getauften, Freiheit in der Gestaltung des Gottesdienstes, der „Eucharistie“ genannt wird, die wirkliche Gegenwart Christi bekennt und sogar die Vergegenwärtigung seines Kreuzesopfers erwähnt, obwohl McCord in seinem Referat diesen heiklen Punkt übergang. Er wurde dann durch den katholischen Referenten P. Gregory Baum darauf festgenagelt. Am Kapitel über das kirchliche Amt übte McCord selber Kritik. Er findet es zu zweideutig, es sei denn, man beginne die Lehre vom Amt nicht bei den Aposteln, sondern beim auferstandenen Christus. Das Bischofsamt werde konstitutionell beschränkt und nur funktional beschrieben, das Presbyteramt bleibe offen, und über den Diakonat müsse erst auf Grund von Erfahrungen etwas geschrieben werden.

### *Zur Kritik und ihrer Erwiderung*

Dann kommt McCord auf die wachsende Kritik an dem Projekt zu sprechen und versucht, sie in etwa zu widerlegen. Punkt 1: Es werde behauptet, man wolle einen Superprotestantismus schaffen und in der neuen ökumenischen Situation die Annäherung an Rom oder an die Orthodoxie verhindern (was auch in der geplanten „Lutherisch-Reformierten Kirchengemeinschaft“ sichtbar wurde; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 117). Das gelte für jene Denominationen, die sich als „Brücken-Kirchen“ verstehen, sowohl für die Episkopalkirche wie selbst für die Presbyterianer. Dazu bemerkt McCord: „Ich sehe in dieser Generation keine Möglichkeit irgendeiner Union mit den Ostkirchen oder mit dem römischen Katholizismus.“ Dialoge ja, aber gleichzeitig müßten die Protestanten, schon mit Rücksicht auf die Mission, irgendeine „sichtbare Struktur“ schaffen.

Weitere Kritik komme von anderen Kontinenten: „Gott bewahre uns vor einer Amerikanischen Kirche“ nach dem Motto der Deutschen Christen: „Ein Volk, Eine Kirche“. Es wäre besser, die konfessionellen Weltbünde zu fördern. Antwort: Der nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommene Konfessionalismus „scheint mir in seiner Konsequenz genauso verheerend zu sein wie irgendein Nationalismus“. Eine dritte Kritik, als deren Sprecher Barth genannt wird, behauptet, jene inneramerikanische Kirchenunion werde die Kluft zwischen den Armen und den Reichen nur noch mehr vertiefen, obwohl sich neuerdings drei amerikanische Negerkirchen der COCU angeschlossen haben. Antwort: Alle Kirchen der USA, auch Katholiken und Orthodoxe, müßten gegenüber den armen Völkern ein schlechtes Gewissen haben.

McCord bringt sodann von sich aus einen wesentlichen Gesichtspunkt zur Sprache, der das amerikanische Unionsprojekt bedroht. Er sagt, in den letzten drei oder vier Jahren habe die ökumenische Bewegung einen dramatischen Wendepunkt erreicht, nämlich mit der Genfer Weltkonferenz von „Kirche und Gesellschaft“: „Es war ein Symbol, daß diese Bewegung durchgegangen ist und prak-

tisch den Weltrat der Kirchen verlassen hat.“ Die Initiative liege nun bei den „Sektierern“ einer Theologie der Revolution. Es gehe jetzt darum, mit ihnen fertig zu werden. Um so notwendiger sei die Institution der COCU.

Dasselbe gelte von der sog. „Neo-Orthodoxie“, die das Ende des alten biblischen Konsensus der ökumenischen Bewegung gebracht habe. Aber sie könne nicht predigen und sie sei zu introvertiert und „kirchenzentriert“. Vor uns liege das Evangelium von der Gottesherrschaft, dieses müsse neu ausgerichtet werden.

Wie ernst die Konferenz von Cambridge den „Wendepunkt“ von 1966 nahm, zeigt die Tatsache, daß man einem der prominentesten „Sektierer“ das Wort gab, Harvey Cox von Harvard Divinity School. Er überschreibt seinen provozierenden Beitrag: „Die Reaktion eines postökumenischen Christen“ und erklärt unverblümt, die Lektüre des kleinen Büchleins der „Prinzipien“ sei ihm recht langweilig erschienen. Ob man nicht bemerkt habe, was inzwischen in den theologischen Seminaren passiert sei. Vor zehn Jahren, als er noch studiert habe, sei er mit anderen als „Ökumeniake“ verspottet worden, heute hätten die jungen Theologen kein Interesse mehr für „Kirche“ oder gar Kirchenunionen. Mit wachsendem Mißtrauen verfolgten sie die Schaffung unpersönlicher Kolossalinstitutionen. Man stellt sich ganz andere Fragen: ob Gott überhaupt existiere, ob Religion noch irgendwo in der modernen Welt einen Platz habe: „Wir haben heute den radikalen Zweifel, eine Art von christlichem Atheismus.“ Selbst ein römisch-katholischer Priester habe ihm vor drei Jahren gestanden: „Wir diskutieren darüber, ob wir zu Christus oder auch zu Maria beten, während niemand von uns überhaupt noch wirklich betet.“

Das Hauptargument von Cox lautet: „Vielen von uns erscheint es so, daß die wirklichen Spaltungen in der Kirche nicht zwischen den Denominationen verlaufen. Vielmehr sind dies die Spaltungen des Leibes Christi, die schwarze Christen und weiße Christen voneinander trennen, die Reichen von den Armen, Konservative von Liberalen, die Jugend von den Alten, Ost von West und die Hungernden von denen, die im Überfluß leben.“ Das gelte bis hinein in den römischen Katholizismus, etwa in Brasilien. „Ich glaube, wir brauchen einen radikal neuen Typ von Institution.“ Es schein so leicht, über „Kirche“ zu diskutieren, weil wir uns dabei immer auf eine geschichtliche Empirie berufen können. Aber ist die Kirche nicht ebenso eine Sache des Glaubens wie der fraglich gewordene Glaube an Gott? Die primäre Frage sei nicht die Schaffung neuer kirchlicher Strukturen, sondern das Problem der Eschatologie und die Unterscheidung, wo uns die Gottesherrschaft heute begegnet.

### *Das Gute an der Sache*

Eine andersgeartete Kritik trug Dekan Charles Spivey vom Theologischen Seminar in Payne vor: „Die Sorge eines Christen um die nächstliegenden Probleme“. Die ganze Diskussion, die bisher sowohl im Rahmen von Faith and Order wie Life and Work geführt worden sei, leide daran, daß sie nicht die Probleme des Mannes auf der Straße aufsuche, die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens: Hunger, Sorge um den Arbeitsplatz, Einberufung zur Armee und den Tod in Vietnam. Es sei schon recht, daß die Theologen meinen, über Sakramente und Ordination Einvernehmen erzielt zu haben, die wirklichen

Probleme fangen erst an, wenn man fragt, was dies für die Gemeinde an der Ecke Maine-Street und First Avenue bedeutet. Er stimme mit McCord darin überein, daß die Genfer Konferenz für „Kirche und Gesellschaft“ der Wendepunkt in der ökumenischen Bewegung war, weil die Kirchen zum erstenmal mit der Tatsache konfrontiert wurden, daß die Leute in aller Welt sagen: „Wir haben die Diskussionen von Faith and Order satt, uns stehen diese akademischen Diskussionen bis oben hin...“ Harvey Cox habe es treffend gesagt, was uns voneinander scheidet: daß die Kirche nichts zu sagen hat über die Armut, über die ungleiche Verteilung der Güter in der Welt. Was könne die Kirche in den USA schon dazu sagen, daß die Menschen entpersönlicht, diskriminiert und erniedrigt werden, so daß sie oft niemals eine Chance haben, in Freiheit zu leben und zu einer gewissen Reife des Glaubens zu gelangen? Solange wir nicht den Mann auf der Straße ansprechen, wo er seine Sorgen hat, kann er auch nicht zu uns in die Kirche kommen. „Wir haben keine Theologie der Revolution“, die uns hilft, den rapiden sozialen Wandel zu verstehen. Wir pflegen „eine hochtönende, eine aufgeblasene Theologie“. Doch wo die Leute in der Welt wirklich zum Nutzen eines sozialen Wandels arbeiten, ist die Kirche in den status quo verstrickt und kann nicht mehr finden, was Gott heute durch die Welt aussagen will. „Mein kleiner Sohn sagt: ‚Vati, das ist ja furchtbar langweilig!‘ Und das belastet mich.“ Zur Sache der „Consultation on Church Union“ kommend, erklärte Dekan Spivey, er sei für das Projekt, und zwar deshalb, weil es die erste Gelegenheit in der Geschichte der Vereinigten Staaten biete, daß Weiße und Schwarze als kirchliche Gemeinschaften sich gleichberechtigt zusammensetzen. Das sei Fortschritt.

### *Noch Schüler im Seminar*

In dieser Existenzfrage des Zusammenlebens von Schwarzen und Weißen „sitzen wir alle noch als Schüler im Seminar“. Was die Frage der kirchlichen Ämter betrifft, so könne er dazu nur sagen: „Es wird überhaupt keine Kirchenunion in den Vereinigten Staaten geben, in der man Christen erster und zweiter Klasse unterscheidet, und schon gar nicht, wenn man beim geistlichen Amt Unterschiede auf Grund von Farbe und Rasse macht.“ Es werde auch keinerlei Kirchenunion in den USA geben, die nicht mit den wirklichen Problemen des Menschen fertig wird. „Noch gibt es keine Spur einer Bemühung darum, wir sind immer noch, die wir bisher waren!“ Unser Problem sei es, herauszufinden, was Gott heute in der Welt tut, damit wir seine Partner werden. Gott wartet nicht das Ergebnis von Konsultationen über die Einheit der Kirche ab. „Es gibt Organisationen und Unternehmungen in der Welt, die heute das tun, was Gott durch die Kirche getan haben will, aber wir können es nicht zuwege bringen, weil die Kirche gefesselt ist. Wir müssen uns endlich frei machen.“ Die „Consultation on Church Union“ sollte man unterstützen, „weil sie die einzige schöpferische Initiative in den Vereinigten Staaten ist, wo die Leute — Schwarze, Weiße, alle Christen — zusammenkommen können, um ihre gemeinsame Verpflichtung gegenüber Jesus Christus zu prüfen ... und mit den wirklichen, heiklen und kritischen Problemen zu konfrontieren, die uns alle belasten“. Von diesen ernstesten Problemen und Wandlungen im Kirchenbewußtsein der nordamerikanischen Denomi-

nationen würde man kaum etwas erfahren, wenn man dagegen das Referat liest, das P. Gregory Baum über die „Prinzipien“ der COCU gehalten hat. Er findet den vorgelegten Unionsplan schlicht „katholisierend“: 1. nehme er die Einheit von Wort und Sakrament ernst, 2. gehe er richtig das Problem der Einheit von Schrift und Tradition an, 3. werde ein Verständnis der Eucharistie gelehrt, „in dem ich das ganze Konzil von Trient wiederfinde“, auch, was die römisch-katholische Theologie das „Opfer“ nennt, das Ja zum Willen des Vaters. Was 4. den Episkopat betrifft, so werde er freilich konstitutionell begrenzt, aber auch von einigen Gemeinschaften wieder angenommen, die ihn einmal preisgegeben hatten. Pater Baum stellt hier die kühne Frage, ob man sich ein konstitutionelles Papsttum denken könne. Er verweist erstaunlicherweise darauf, daß auf einer Konferenz katholischer Kanonisten in der Fordham-Universität viele Mitglieder meinten, dagegen bestünden keine doktrinären Hindernisse. Die römisch-katholische Kirche müsse sich heute, da viele ihr den Rücken kehren, „wie Charles Davis und andere“, einer Prüfung ihres Status unterziehen und könne sich nicht mehr bloß auf die Tradition berufen. Auch darum schätze er die „Prinzipien zur Kirchenunion“.

### *Eine katholische Apologie?*

Es folgt eine katholische Apologie für die Consultation: 1. Sie halte „typisch katholisch“ die rechte Spannung zwischen dem lokalen und dem universalen Aspekt der Kirche, obwohl er (Baum) zugeben müsse, daß Rom oft den universalen Akzent übersteigert habe. 2. Sie erkenne auch die Spannung zwischen Vergangenheit und Gegenwart innerhalb des Evangeliums und vermeide den Primitivismus einer Wiederholung biblischer Formen. Auch die römisch-katholische Kirche habe diese Pole zusammengehalten. 3. Die Spannung zwischen Glaube und Praxis werde nicht aufgehoben. Baum bezweifelt wohl mit Recht, ob man je die christliche Einheit finde, wenn man mit Cox beim Zweifel an der Existenz Gottes beginne. Allerdings müsse auch die katholische Theologie lernen, die göttliche Transparenz von Grund auf neu zu denken. Man dürfe dabei nicht übersehen, daß Gott heute „ein soziologisches Wunder“ tut, indem er die Kirchen zusammenführt. Dieses Wunder widerlege das Gerede vom Tode Gottes. „Die gegenwärtigen Bewegungen zur Einheit auf verschiedenen Ebenen sind die Antwort auf die Glaubenskrise.“ Man kann nicht umhin zu fragen, ob die protestantischen Sachwalter und Kritiker der COCU der Meinung waren, daß diese katholische Stellungnahme ihre Sorgen widerlegt hat. Es scheint eher, daß sie verblüffend geschickt daran vorbeigesprochen hat. An dieser hier berichteten Studienkonferenz der COCU hatte noch kein Vertreter der lutherischen Denominationen in den USA teilgenommen. Erst für die Ende März 1968 in Dayton (Ohio) tagende Consultation on Church Union wurde durch das Exekutivkomitee des Lutherrates in den USA ein „Beobachter für kirchlichen Zusammenschluß“ entsandt. Der Pressedienst des Lutherischen Weltbundes (LWB) bewertet diese Entsendung als „einen wichtigen Schritt in die ökumenische Arena“ (21. 2. 68). Aber nach allen bisherigen Erfahrungen pflegt der LWB Unionsbemühungen nicht unbedingt in jeder Hinsicht zu fördern (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 170).